

Zeitschrift: Actio humana : das Abenteuer, Mensch zu sein
Band: 100 (1991)
Heft: 4

Artikel: Dienende Hände, liebendes Herz
Autor: Singh, Khushwant
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-553877>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 07.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

LIEBENDE HÄNDE, LIEBENDES HERZ

Mutter Teresa am Bett eines Patienten in ihrem «Heim für sterbende Hilflöse». Das Unerwünschtsein ist nach ihren Worten eine schreckliche Krankheit, die man nie anders werde heilen können «als mit willigen Händen, die bereit sind zu dienen, und einem Herzen, das bereit ist zu lieben».

FOTO AUS DEM ARCHIV
DES SCHWEIZERISCHEN
HILFSWERKES FÜR
MUTTER TERESA, LUZERN

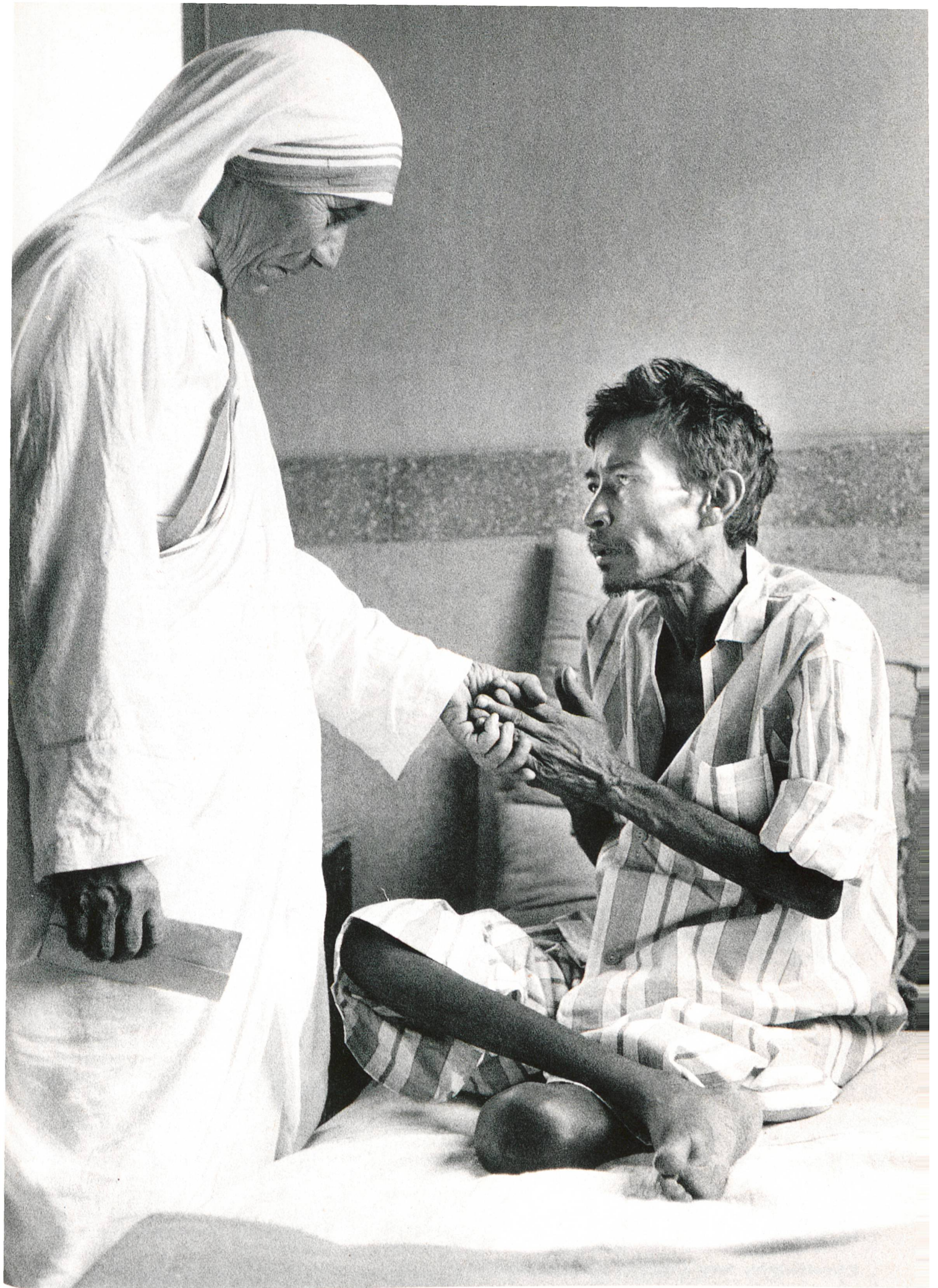
Ich begegnete Mutter Teresa zum ersten Mal vor 18 Jahren, kurz vor Weihnachten 1973. «Bringen Sie mich zu Mutter Teresa», war alles, was ich dem Taxifahrer sagen musste. Er fuhr in halsbrecherischem Tempo los durch eine belebte Hauptstrasse mit Trams, Lastwagen, Bussen, Ochsenkarren und hielt in einem schmalen Strässchen vor dem Hauptquartier der «Missionare der Barmherzigkeit» an. Vor dem grauen, dreistöckigen Gebäude standen einige Jeeps, eine weisse Ambulanz und ein Lieferwagen mit der Aufschrift «Caritas India». Die Türe trug ein Namensschild: «Mutter Teresa». Ich zog durch eine Öffnung in der Wand an einem Seil. Auf der anderen Seite läutete eine Glocke. Die Türe wurde von einer indischen Nonne in einem blaugesäumten weissen Sari geöffnet. Sie liess mich in einen frisch gereinigten Hof eintreten; in einer Ecke stand eine Handpumpe. Dies war Mutter Teresas Heim, das sie mit 250 anderen Nonnen teilte. Ich wurde in einen kleinen Besucherraum geführt.

Mutter Teresa kam und entschuldigte sich, dass sie mich hatte warten lassen. Sie setzte sich mir gegenüber auf einen Stuhl, stützte ihr Kinn auf beide Hände und die Ellenbogen auf den Tisch. Sie sah mir direkt in die Augen und sagte nur ein Wort: «Nun!» Eine Aufforderung, mit meinen Fragen zu beginnen. Ich war überrascht, wie unscheinbar sie war. Kaum 1 Meter 50 gross, feingliedrig, mit hohen Backenknochen, einem runzligen Gesicht und graubraunen Augen, die tief in ihren Höhlen lagen. Das schlichteste Gesicht, das ich je gesehen hatte, ohne jede Spur von Charisma. Der Autor Malcolm Muggeridge hatte recht, als er in seinem Buch über Mutter Teresa «Something Beautiful for God» schrieb, obschon sie in der heutigen Welt «eine einmalige Erscheinung ist, ist sie es nicht – im Sinne der üblichen Berühmtheit – mit einem Neonschein um den Kopf. Eher im umgekehrten Sinn als jemand, der mit dem gewöhnlichen Gesicht der Menschheit völlig verschmilzt.» Sie trug einen einfachen weissen Sari aus grobem, handgesponnenem Tuch, der weniger als einen Dollar gekostet hatte und unter dem

ihre Stirne praktisch verschwand, als ob er dazu diente, jeden weiblichen Reiz, der Aufmerksamkeit erwecken könnte, zu verdecken. An ihrer linken Seite baumelte ein kleines Kreuz. Sie erzählte mir von der albanischen Bauernfamilie, aus der sie stammte, und ihrer im Alter von zwölf Jahren getroffenen Entscheidung, Nonne zu werden. «Wir sind nie zu jung, um zu lieben. Ich war wie ein junges Mädchen, das sich auf die Hochzeit vorbereitet», sagte sie als Erklärung. Nach einem Jahr in Dublin, wo sie Englisch lernte, kam sie 1929 nach Kalkutta, um in einem Kloster Geographie zu unterrichten. Sie fand das Leben im Kloster zu bequem. Sie beschreibt den 10. September 1946 als den «Tag der Eingebung» und «Tag der Entscheidung». Sie fuhr im Zug, als sie «von Jesus Christus den Ruf erhielt, alles aufzugeben und ihm in die Slums zu folgen und unter den Ärmsten der Armen zu dienen».

Gab es Personen wie Tolstoi, Gandhi, Nehru oder Albert Schweitzer, die ihr als Vorbild dienten? fragte ich. «Nein, nur Jesus Christus», sagte sie ohne Zögern. Würde ihr Denken von irgendwelchen Büchern beeinflusst? Auch da nur eine kurze Antwort: «Die Bibel.» Muggeridge hatte auch hier recht: «Sie ist mit Gewissheit gesegnet.»

Ich wollte einige ihrer Institutionen sehen. Die erste war das «Heim für sterbende Hilflöse», das den Namen «Nirmal Hriday» – «Geweihetes Herz» – trägt. Es liegt in der Nähe des grössten Hindu-Tempels von Kalkutta, des Tempels der Kali, der Göttin der Zerstörung. Es bestand aus zwei grossen Schlafsälen mit langen Reihen von eisernen Spitalbetten, einem für die Männer und einem für die Frauen. Mutter Teresa verbeugte sich vor dem Bild der Jungfrau Maria, das über der Eingangstüre stand, und trat energisch ein. Es braucht ein mutiges Herz, um unter Menschen zu arbeiten, die am Ende ihres Lebens stehen, die alle schwer krank und von allen nur denkbaren Krankheiten befallen sind. Unter Menschen, die an Verbrennungen leiden, deren Beine von der Gangrän aufgedunsen sind, die von der Hüfte weg gelähmt sind und die fast alle von hohem Fieber gequält werden. Die einzigen



Worte des Trostes, die Mutter Teresa für diese stöhnenden Todgeweihten hatte, waren in Bengali: «Bhogoban Aachhen» – «Es gibt einen Gott.» Im Durchschnitt stirbt dort alle 24 Stunden ein Mensch. Sein Platz wird sofort von jemandem eingenommen, der vor der Türe liegt. Ich sah, wie zwei Schüler in einem Taxi einen altersschwachen Bettler im Delirium herbrachten. Nachdem sie ihn am Eingang niedergelegt hatten, baten sie Mutter Teresa, den Taxifahrer zu bezahlen. Sie verhandelte hart mit ihm, zahlte die Hälfte dessen, was er verlangt hatte, und entliess ihn mit einem strengen. «Das ist genug!» Sie hat keine Tränen mehr für die Toten; mit den Lebenden kann sie hart sein.

Malcolm Muggeridge erzählt in seinem Buch, wie im Heim für Sterbende in der Dunkelheit Filmaufnahmen gemacht wurden, die sehr deutlich herauskamen. Ich fragte sie, ob daran etwas Wahres sei. «Aber natürlich, solche Dinge passieren ständig», antwortete sie. «Jeden Tag, in jeder Stunde, in jeder einzelnen Minute zeigt sich Gott in irgendeinem Wunder.»

Ich fragte sie, weshalb sie sich so um Sterbende bemühe. Ihre Antwort: «Wir haben heutzutage Medikamente, um Lepra, um Tuberkulose zu heilen – für alle Arten von Krankheiten gibt es Medikamente. Aber das Unerwünschtsein – ich glaube nicht, dass diese schreckliche Krankheit je anders geheilt werden kann als mit willigen Händen, die bereit sind zu dienen, und einem liebenden Herzen, das bereit ist zu lieben.»

Ich fragte sie, weshalb sie nie versucht habe, jemanden zum Katholizismus zu bekehren. «Bekehrung ist weder meine noch Ihre Aufgabe. Unsere Aufgabe besteht darin, Menschen zu Gott zu führen», antwortete sie. «Gott scheint heutzutage immer weniger wichtig zu werden», sagte ich etwas provozierend. «Die jüngere Generation findet Gott nicht nötig. Die Gottesdienste werden immer weniger besucht.» Sie wies mich scharf zurecht: «Das stimmt nicht! Ich glaube nicht, dass es jemanden gibt, der nicht an Gott glaubt – ausser er sei nicht Mensch oder geisteskrank. Es ist Mode geworden, so zu sprechen.»

Geld war nie ein Problem für Mutter Teresa. Sie erzählte mir von vielen Beispielen, als Dinge, die sie dringend benötigte, auf geheimnisvolle Weise vor ihrer Türe niedergelegt wurden. Nachdem Gott seinen Teil geleistet hatte, wurden ihre Bedürfnisse in grosszügiger Weise von Menschen gedeckt. Ich begleitete sie auf einer ihrer Bettelmisionen. Sie wünschte Biskuits, die sie ihren Kindern an Weihnachten geben konnte. Der Fabrikbesitzer versuchte, sie abzuwimmeln: Die Geschäfte gingen schlecht, und er könne nichts erübrigen. Sie zeigte Mitgefühl und sagte, sie wäre auch glücklich über Bruchware, die er nicht verkaufen könne. Als wir uns verabschiedeten, wurden vier Kisten Biskuits in unseren Wagen geladen. Sie erhielt den Raman-Magasaysay-Preis und eröffnete mit dem Geld weitere Hilflosenzentren. Der Papst überliess ihr eine amerikanische Limousine; sie versteigerte sie und richtete ein weiteres Asyl für



Leprakranke ein. Der Papst-Johannes-XXIII.-Friedenspreis wurde ihr verliehen, und es entstand eine weitere Leprakolonie. Es folgte der Joseph-Kennedy-Preis: Mit dem Geld wurde ein Heim für verkrüppelte Kinder gegründet. Der Templeton-Preis: noch ein Heim für Waisenkinder. Sie wurde mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet und von der indischen Regierung mit der höchsten Auszeichnung «Bharata Ratna» – dem «Juwel von Indien» – geehrt. Sie kann gratis mit dem Zug und mit dem Flugzeug reisen.

Am letzten Tag, den wir zusammen verbrachten, fuhren wir im Tram. Die Fahrgäste wetteiferten miteinander, um ihre Fahrkarte zu bezahlen. Der Tramführer stiess alle beiseite, um es selbst zu tun. Als sich aus der Gegenrichtung ein riesiger Trauerzug näherte, hielt das Tram an. Es war für eines der Gründungsmitglieder der Kommunistischen Partei Indiens, Musaffar Ahmend. Männer und Frauen mit roten Fahnen marschierten vorbei und riefen kommunistische Slogans. Wir stiegen aus, um unser Ziel zu Fuss zu erreichen. Alle paar Schritte brach ein kommunistischer Arbeiter aus der Reihe aus, um die Füsse von Mutter Teresa zu berühren. Sogar für die Gottlosen ist Mutter Teresa die «Lady der Slums», die «Fürsprecherin der Armen», der «Apostel der Unerwünschten», der «Engel der Barmherzigkeit», die «Heilige der Gosse» und vor allem die «sanfte Mutter».

Das letzte Mal sah ich sie vor zwei Jahren, als sie nach Delhi kam, um zwei mobile Kliniken entgegenzunehmen, die von einem Bewunderer gespendet worden waren. Es war eine riesige Menschenmenge da. Sie sagte mit ihrer ausdruckslosen Stimme nur einige Worte, um ihren Gönnern zu danken. Ringsherum hatten die Menschen Tränen in den Augen. Es war keine wohlgesetzte Rede, aber jedes Wort, das sie sagte, drang direkt ins Herz. ■

KHUSHWANT SINGH

Khushwant Singh ist Indiens bekanntester Journalist und lebt in Neu Delhi. Seine Vorfahren stammten aus dem Pandschab. Als prominenter Sikh beschwört er in seinen vielgelesenen Kolumnen immer wieder das der Welt-offenheit und religiösen Toleranz verpflichtete kulturelle Erbe der Pandschabis und macht aus seiner Ablehnung der Sikh-Extremisten kein Hehl.

FOTO: LESLIE PALMIER